

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N^o. 2.

Mittwoch, den 6. Januar 1864.

II. Jahrgang.

Die „Breslauer Hausblätter“, auf welche noch fortwährend abonniert werden kann, erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Königl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Welthandel.]

Wenn wir uns für diesmal auch zuerst in das gelobte Land der Civilisation begeben und in Paris nach guten Neuigkeiten Nachfrage halten, so begegnet es uns doch auch da, daß wir des Tröstlichen nicht viel erfahren. Die irdische Vorsehung der politischen Händel, welche der dritte Napoleon eine Zeit lang so glücklich zu spielen schien, scheint stark in's Gedränge zu kommen, seit der großartig angelegte Friedens-Congreß entzweigegangen und allenfalls nur Aussicht hat, falls zuvor eine grandiose Weltprügelei die widerstrebenden Gemüther gesänftigt und geschmeidigt hat. Der Meister der modernen Politik will bis dahin die lieben Kleinen um sich sammeln, die, wie sein treuer Emmanuel, Pedro, Georg und Christian, widerstandsunfähig sich zur Disposition gestellt haben und zur Zeit sein Augentrost sind. Gegen die „Großen“ runzelt er einstweilen die Stirn; wird aber mit einem großartigen Handel sich nicht übereilen; denn das glückliche Frankreich steckt schon ohnehin zu grünlich in Schulden und scheinen selbst Kaiser und Kaiserin auch persönlich nicht gerade in glänzenden Geldverhältnissen zu sein, weil Er trotz der recht hübschen Civilliste von 25—30 Millionen zu Neujahr eine Pariser Creditanstalt angepumpt hat, damit die „kaiserlichen Neujahrgeschenke“ nicht zu ärmlich ausfallen möchten, und Sie sich in die „Lebensversicherung“ begeben hat, was eben nicht viel Vertrauen auf den Ueberfluß in ihres Mannes Kasse schließen läßt. Was aber viel schlimmer, als alles das, ist der traurige religiöse und sittliche Zustand zumal der pariser Bevölkerung. Wir wissen, daß Frankreich ausgezeichnete Bischöfe hat, viele glaubenseifrige Katholiken zählt, für die Heidenbekehrung außerordentliche Opfer an Missionären und Geld bringt und daher mit Recht in mancher Beziehung sich rühmen kann, für Christenthum und Bildung viel zu leisten. Aber es giebt auch eine andere Seite des französischen Bildes, eine Nachseite, die zeigt, daß nicht das ganze Volk jenes Lob verdient und daß wir nicht Ursache haben, wegen der glänzenden Punkte auf dem religiösen Gebiet Frankreichs seinen katholischen Gesamtzustand zu beneiden. Wie Niedermeyer in seiner Schrift: Die Deutschen in Paris, berichtet, haben die Mitglieder des Pariser Vincenzvereins berechnet, daß die in Paris und den Vorstädten befindlichen Kirchen und Kapellen nicht

für den vierten Theil der pariser Bevölkerung hinreichen würden, wenn alle ihre kirchlichen Pflichten erfüllten, daß in der That kaum der zehnte Theil katholisch lebe, ja in manchen Quartieren nicht der fünfzigste Theil die Ostercommunion empfangt. Viele Greise von 70—80 Jahren, welche die „kleinen Armenschwermern“ unter ihren Schutz nehmen, empfangen erst hier ihre erste oder zweite Communion. Wo es aber im Christenthum faul ausieht, da ganz gewiß auch im Leben und Treiben überhaupt. Hierüber aber giebt Hans Wachenhufen eine erschreckliche Schilderung, wie in der pariser Gesellschaft neben eitlem Schaugepränge ein Raffinement des Genusses herrsche, das alle frühere Versunkenheit hinter sich zurücklasse und wie dasselbe eine Massenhaftigkeit und Schamlosigkeit erreichte, welche wahrhaft grauenvoll. Daß aus einem mit so starker Fäulniß vergifteten Sumpf die bösen Geister, welche die Regierung und Gesellschaft in den Abgrund reißen können, beständig herausdrohen, ist selbstverständlich und Napoleon's Thron steht mitten in diesem Sumpf und würde wanken, sobald er nicht mehr das Schwert in anhänglicher Soldatenhand geborgen hätte. Daher seine Sorge für das Heer und dessen Ruhm. Aber werden die Geister des Abgrundes sich immer bündigen lassen? Wo das geistige und sittliche Leben massenhaft verrottet ist, da giebt es weder stetige Entwicklung, noch dauernde Herrschaft und Frankreich wird den äußeren Revolutionen so lange verfallen, als die innere Revolution der Gesellschaft, welche soviel Gottlosigkeit abgelagert, nicht getilgt ist durch eine wahrhaft katholische Wiedergeburt der Gesamtgesellschaft. Am tiefsten scheint in Paris ein Theil des weiblichen Geschlechts herabgewürdigt zu sein, wie es immer geschieht, wo dasselbe des Segens der Erlösung beraubt in die alte heidnische Erniedrigung herabgestoßen wird. Es wird seiner christlichen Würde beraubt, nur ein Werkzeug der schmutzigsten Lüste für den zum Wüßling erniedrigten Mann oder das Lustthier des Hauses, wie noch heut in Algier, worüber General Daumas aus eigener Anschauung schreibt: „Im geraden Gegensatz zu den europäischen Völkern ist das Weib bei den Arabern das vorwiegend arbeitende und erwerbende Geschlecht, der Mann das faulenzende und verzehrende. Die Frauen haben die Schafe zu melken, das Getreide zu mahlen, das

Pferd zu faddeln und abzufaddeln, ihm die Decken aufzulegen, ihm Wasser und Hafer zu geben, den Steigbügel zu halten, wenn der Mann ab- und aufsteigt; Holz und Wasser zu holen, die Nahrung zu bereiten, die Kameele mit Hilfe des Hirten zu melken. Sie weben die Betten, die Kaffsäcke, die Saumsättel der Kameele und vieles Andere, was zum häuslichen Bedarf gehört. Sie verfertigen aus Thonerde Töpfergeschirr, Schüsseln zum Kochen und Backen. Zum Behuf der Umzüge brechen sie das Zelt ab und schlagen es wieder auf. Während der Wanderung gehen sie zu Fuß und führen dabei oft die Stute, der ein Fohlen folgt, an der Hand; unterwegs sammeln sie stets Holz und Futter für die Lagerung am Abend. Ausgelassen hat Daumas z. B. die Bereitung der Butter, das Anzünden und Unterhalten des Feuers, das Spinnen der Wolle, das Weben und Ausbessern der Zelttücher, das Ausbessern überhaupt, das Flechten von Matten, das freilich geringfügige Waschen der Kleidungsstücke, endlich und vor allen Dingen die ganze Abwartung der Kinder. Um aber einen Theil der obigen Arbeiten zu würdigen, vergegenwärtige man sich, was sie in der Wüste bedeuten!"

Aus **Rom** meldet man, daß der heil. Vater sieben Bischöfe für verwaiste Diözesen der geraubten päpstlichen Länder ernannt, unter andern für Bologna den Cardinal Guidi, früher Professor in Wien. Die päpstlich gesinnte Bevölkerung der betreffenden Sprengel hat diese Ernennungen mit großer Freude begrüßt, die piemontesische Regierung wird aber gewiß alles aufbieten, um die Oberhirten nicht zur Wirksamkeit kommen zu lassen. Wer immer ein schlechtes Gewissen hat, muß jeden treuen Bischof fürchten und das Turiner Regiment hat überhaupt kaum noch Gewissen.

Obgleich fast bankrott, hat dasselbe, so erfährt man aus **Turin**, doch neuerdings eine Bestellung von 60,000 Gewehren gemacht. Gleichzeitig hat die Revolutionspartei in Venetien einen Aufruf zum bevorstehenden Kampfe gegen Oesterreich erlassen und verbreitet, damit auch dieser Theil Italiens den Segen verschmecke, von dem Sizilien und Neapel so herrliche Proben aufzuweisen haben, daß, wie der Deputirte Nicotera jüngst in der turiner Kammer öffentlich verkündete, falls den Sizilianern die Wahl bliebe, zwischen dem früheren und jetzigen Regiment zu wählen, von 100 sich 99 für die Wiedereinsetzung Franz II. und die Verjagung Victor Emmanuels aussprechen würden. Das hat seine guten Gründe, wenn wir auch nur einer „piemontesischen“ Zeitung glauben wollten, welche schreibt: Im Monat August sind in Italien 196 Mordthaten begangen worden, 387 Raubfälle mit bewaffneter Hand, 1451 Diebstähle, 55 unsittliche Angriffe, 255 Brandstiftungen, 42 Selbstmorde, 678 Verbrechen, 197 Desertionen, 37 Militäraustritte, 1050 Schlägereien mit Blutvergießen und 5621 Arrestirungen. In Turin nimmt die Unsicherheit so zu, daß in jeder Nacht eine Menge Angriffe und Diebstähle vorkommen. Die Staatsfinanzen stehen, wie die *Sentinella della Alpi* nachweist, viel schlechter als das Ministerium vor den Kammern bekannt hat. Der Staatsbankrott soll, wie dieses Blatt behauptet, unausbleiblich sein. Daher kommt es, daß König und Ministerium um jeden Preis Krieg wollen, um durch diesen den Bankrott

zu maskiren. Das Elend unter dem Volke nimmt so überhand, daß Viele nicht mehr wissen, wovon sie leben sollen. Schaaren von ausgehungerten Bettlern durchziehen die Straßen, was in Italien bisher unerhört war. Neulich starb in der Straße Toledo in Neapel am hellen Tage ein Mann im wahren Sinne des Wortes an Hunger. Wie man Angesichts solcher Zustände noch von „Segnungen“ sprechen kann, die das piemontesische Regiment über Italien gebracht haben soll, wäre unbegreiflich, wenn die Revolutionäre nicht die unverschämtesten Pügnier wären, die immer Pinsel finden, welche sie anleimen können. Als solche haben sie sich auch eben bei dem plötzlichen Tode des Veronesischen Zeitungsschreibers Perego bewiesen, dessen Blatt von den Bischöfen wegen seiner elenden Haltung verboten war, der diesem Verbot trotzte und als er gegen dasselbe loslegte und darnach innerhalb 48 Stunden zum Tode erkrankt sich bekehrte, wiederrief und so christlich starb. Die revolutionäre Bosheit ließ ihn aber an Vergiftung gestorben sein, beutete diese nichtwürdige Lüge zweckdienlich aus und drang auf wiederholte Untersuchung, alles natürlich, um nur zu verdächtigen, zu verleumben, aufzuregen. Die Brut ist aller Schaam baar und die Pest des menschlichen Geschlechts!

In **Polen** soll der Aufstand wieder Kräfte sammeln, obgleich an einen Erfolg kaum zu denken ist wenn nicht besondere Ereignisse eintreten.

Wie der lahme Garibaldi die Kleinigkeit von einer Million Flinten für nöthig erachtet und ein desfallsiges Ausschreiben erlassen, so hat auch der alte Rebeller Kossuth sich wieder gemeldet und an die Ungarn, die ohne Oesterreich jetzt eben größtentheils verhungern würden, einen Brandbrief gerichtet. Wird natürlich wenig verfangen. Hoffentlich kommt die Zeit, wo die Völker sich von den revolutionären Windbeuteln emanzipiren, welche bisher überall, wo sie aufgetreten, nur Jammer und Unglück angerichtet und mit ihren prahlerischen Verheißungen gelogen haben. Oder, wo wäre das Land, das durch sie an Wohlstand und Frieden gewonnen und an Steuern erleichtert worden?? Alle Revolutionen haben bei den Völkern nur eine doppelte Schuldenlast vergrößert, die Sündenschuld und die Landeschuld.

In **Nordamerika** hat das Parlament zu Washington mit 93 gegen 64 Stimmen die Fortführung des Krieges gegen den Süden bis zu Unterwerfung beschlossen. Auch berichtet man daher, daß endlich einmal von jenen Blutsaugern, die unter dem Namen von Regierungskontraktoren und Eisenranten schon seit so langer Zeit die schamlosesten Betrügereien begangen haben, mehrere ihrer Vergehungen überführt und verurtheilt worden. Der eine, John R. Stettler, lieferte 100,000 Pfd. Kaffeesurrogate statt des stipulirten Rio-Kaffees erster Qualität; er wurde zu fünf Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Der andere, G. W. Hall, ein Pferdellieferant, wurde wegen Betruges, den er der Regierung gegenüber bei Ausführung von Kontrakten begangen, für schuldig befunden und von dem betreffenden Gerichte zu sechs Wochen Gefängnis und zu einer Geldstrafe von 10,000 Dollars verurtheilt.

Aus **Indien** schreibt der englische Missionär Dr. Caldwell in Tinnelly an die Gesellschaft zur Verbreitung des Evan-

gestium: „Überall in den südlichen Provinzen lebt das Volk in Erwartung der Ankunft eines eingeborenen Königs und der Vertreibung der Engländer im Jahre 1865. Eine geschriebene Prophezeiung geht von Dorf zu Dorf, und jede Abschrift derselben wird als ein Dokument göttlichen Ursprunges verehrt. Alles, was bisher von dem Könige bekannt geworden, ist sein Name: Vasantá Radschah, „der Frühlingskönig.“

Die Bevölkerung der Stadt St. Francisco im Goldland Californien beträgt nach dem Adreßbuche für 1863 — 64: 103,000. In einigen Geschäften hat eine bedeutende Zunahme stattgefunden, so vermehrten sich zum Beispiel die Zahl der Mäler von 227 auf 390. Die Zahl der Aerzte hat sich von 207 auf 227 und die der Apotheken von 51 auf 58 vermehrt. Die Zahl der Bäckereien ist, in Folge der ausgedehnten Geschäfte der Unterfermented Bread Co., von 67 auf 49 gefallen. Brauereien giebt es jetzt 26, Koffhäuser 447, Märkte und Fruchtläden 117, Cigarren-Geschäfte 158, Grocerieen 460, Trinklokale 1315.

Indem wir die deutschen Handel und Zustände demnächst zu berühren gedenken, schließen wir für heut mit einer „europäischen Heerschau,“ welche leider zeigt, wie die öffentliche Ordnung sich vielmehr auf die Bajonette als auf das Gewissen stützt, was natürlich ein hübsches Stück Geld kostet. Oesterreich unterhält ein Heer von 467,000 Mann, welches ihm 336 Millionen Fr. kostet; Frankreich ein Heer von 513,000 Mann, welches ihm 688 Mill. Fr. kostet; Preußen ein Heer von 214,000 Mann, welches ihm 156 Mill. Fr. kostet; England ein Heer von 300,000 Mann, welches ihm 677 Mill. Fr. kostet; Rußland ein Heer von Einer Million, welches ihm 529 Mill. Fr. kostet.

Die angegebenen Summen betragen von der gesammten Staatsausgabe für Oesterreich 37 Procent, für Frankreich 33, für Preußen 30, für England 39, für Rußland 42 Procent.

Italien unterhält mit 329 Mill. Fr. 314,000 Mann, die Türkei 424,000 und will an den Ausgaben dafür, die in bestimmter Summe nicht vorliegen, zu Grunde gehen. Dänemark hat 50,000, Schweden 67,000 Mann, und giebt dafür ersteres 37 und letzteres 40 Procent seiner Einnahmen aus. Die Schweiz ist der einzige Staat Europa's, der in den letzten Jahren weder sein Heer noch sein Militairbudget vermehrt hat.

Wenn man die Zahlen, welche den Bestand der Heere Europa's ausdrücken, zusammenzählt, so stellt sich, auch nach den niedrigsten Annahmen, die ungeheure Summe von 3,815,847 Soldaten heraus, für welche 3,500,000,000 Fr. verausgabt werden.

Welch' ein Aufwand an Geld und Menschen mitten im Frieden!

Prinz Louis Napoleon auf dem Arenaberger.

(Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.)

(Fortsetzung.)

Den Bonaparte wurde durch die Julirevolution durch einen Witz des Schicksals nur die Genugthuung, daß die Familie der älteren Bourbonen auf einem Schiffe nach England fuhr, welches Eigenthum des Joseph Bonaparte war. Man erzählte am

Bodensee, Louis Napoleon habe sich unmittelbar nach der Julirevolution mit dem Herzog von Reichstadt, den die ganze Welt den jungen Napoleon nannte, in Verbindung gesetzt, und alle Vorkehrungen getroffen, um denselben nach Frankreich zu entführen, dieser habe jedoch nicht eingewilligt. Daran ist schwerlich etwas Wahres, und jedenfalls wäre der Streich mißglückt; denn die herrschende Stimmung war für das Bürgerkönigthum befestigt. Frankreich, erklärte der dritte Stand, erkennt, was sein Bestes ist; es ist groß, es will aber auch frei sein; es liebt den Ruhm und hat dessen in Fülle, es giebt für den Ruhm nicht noch einmal die Freiheit hin und opfert für Kriegeruhm nicht noch einmal die Liebe der Völker. Frankreich schreitet an der Spitze der Civilisation vorwärts und wird die constitutionelle Freiheit zur Wahrheit machen. (La Charte sera désormais une vérité, proclamirte die provisorische Regierung.) Der dritte Stand war in der That mit dem Ruhme der drei Julitage befriedigt; man feierte sie wirklich auch mehr als die Tage von Austerlitz, Jena und Friedland. Es schmeichelte den Pariser unendlich, daß die Völker ihren Sieg feierten, wie es ihnen nur möglich war, die Julirevolution erschien durch die Mäßigung, welche die Sieger gegen die unterlegene Partei bewiesen, gewissermaßen geheiligt und das französische Volk von der Blutschuld, mit der es sich in seiner ersten Revolution beledet hatte, gleichsam gereinigt. Wollte ja doch eine süddeutsche Residenzstadt der Pariser Bürgerschaft einen schweren silbernen Vorbeerkrantz überschießen; sie unterließ es jedoch, als der Herrscher darüber zürnte; denn 1830 getrauten sich die deutschen Residenzstädter noch nicht, die Ungnade der hohen Herren herauszufordern.

Vielleicht war gerade der milde Charakter der Julirevolution die Ursache, daß ihr mehr Revolutionen bei andern Völkern nachfolgten, als der von 1792; Belgien und Polen standen auf, die Schweizerkantone demokratisirten sich, Deutschland und Spanien zeigten bedenkliche Symptome, und selbst das kalte stolze England blieb von der französischen Revolte nicht unberührt. Auch in Italien regte es sich; zwar hielt Carlo Alberto die Revolte in Genua mit eisernem Arme nieder; es wußte Florenz noch, daß es seiner habsburgisch-lothringischen Dynastie vorzüglich die Fürsten verdanke und erinnerte sich an die Plünderung durch die französisch-republikanischen Befreiungsgenerale und Commissäre, sowie an den Blutzehnten, den es Napoleon I. entrichtete. Dagegen wurde Parma unruhig, revolutionirte Modena, zuletzt auch die größere Hälfte des Kirchenstaats und versuchte die Constituierung eines Congresses zu Bologna. Damals tauchte neben den Menotti, Zuchi, Ruffini, Scergognani der Name Mazzini auf und erschienen Hortensens Söhne auf der italienischen Bühne der Revolution. Die revolutionirenden Italiener waren überzeugt, Frankreich könne den beherrschenden Einfluß Oesterreichs auf Italien nicht dulden, könne sich der Gefahr nicht länger aussetzen, daß bei einem Krieg am Rhein ein italienisch-österreichisches Heer an die Rhone und Durance über die südlichen Alpen hervorbreche; Frankreich könne demnach eine österreichische Intervention gegen die Revolution in Italien unmöglich zugeben. Die französische Deputirtenkammer verkündete auch wirklich das Princip der Nichtintervention; aber Metternich erklärte entschlossen, daß Oesterreich sich

nicht mit Revolutionen hegen lasse und einem solchen Zustande nöthigenfalls den offenen Krieg vorziehe. Louis Philippe und seine Minister wußten, daß der Marsch einer französischen Armee nach Italien den Marsch der österreichischen und preussischen Heere und aller Streitkräfte des deutschen Bundes an die französische Grenze zur Folge haben würde; darum besannen sie sich zweimal, ob sie sich für den revolutionären Theil Italiens in einen Krieg einlassen sollten. Da gleichzeitig das insurgirte Belgien aufrecht zu erhalten war, begnügte sich Louis Philippe mit dieser nahe liegenden Aufgabe, und wenige österreichische Bataillone machten dem Aufstande in dem Kirchenstaate ein rasches Ende. Damals wurden die Söhne Hortensens mit den Städten Civita Castellana, Ostia, Ancona u. öfters genannt, aber von Waffenthaten war keine Rede. Der ältere verschwand bald auf eine fast mysteriöse Weise; er starb an einer Krankheit, wurde damals wie heute officiös berichtet; seine Mutter gedenkt seiner aber niemals, so weit mir erinnerlich ist, und es ist auch nichts bekannt geworden, daß der kaiserliche Bruder das Grab des früh Hinweggerasteten aufgesucht und geehrt habe. Der glücklichere Napoleonide stand während der Revolution an der Spitze eines bewaffneten Trupps und machte einen vergeblichen Versuch auf Civita Castellana; er hatte weder brauchbare Leute noch Artillerie, nur eine Haubitze (avec un seul obusier), wie seine Mutter wiederholt erzählt. Diese eilte nämlich herbei, als das revolutionär-militärische Wagesstück ihrer Söhne durch die österreichische Intervention mißlingen mußte und rettete den jüngeren und jetzt den einzigen. Sie traf ihn an den Mäsen erkrankt und schaffte ihn nach Ancona, das bereits von den Oesterreichern besetzt war. In ihrer Erzählung (Ein Jahr in Italien und Frankreich) sucht sie glauben zu machen, daß der in Ancona commandirende General, der sich in dem gleichen Gasthose einquartirt hatte, in welchem sie ihren kranken Sohn verbarg, gar nicht geahnt habe, welcher Gast in seiner Nähe weile; allein die österreichische wie die päpstliche Politik fand es wahrscheinlich gerathener, das Incognito des Prinzen gelten zu lassen, statt ihn gefangen zu nehmen und zu processiren. Hortense selbst konnte nicht incognito durch Italien reisen und jedermann wußte, was sie nach Italien zog, daher schaute sich wohl mancher Herr von der Polizei den jungen Bedienten genau an, der mit Hortense von Ancona nach Genua reiste. Was hätte Kaiser Franz, was Papst Gregor XVI. mit dem gefangenen revolutionären Prinzen anfangen sollen? Hätten sie ihn erschießen lassen, so wären sie als Tyrannen verfluchten worden, die einen jugendlichen „Freiheitshelden,“ der den gefürchteten Namen Napoleon Bonaparte trug, hinopserten; Louis Napoleon wäre auch als Märtyrer der Freiheit gefeiert worden, wenn er seinen revolutionären Streich hinter Festungsmauern hätte blühen müssen; die Klagen seiner Mutter hätten jedenfalls dafür gesorgt, daß der Gefangene von Europa nicht vergessen worden wäre. Indem man ihn ignorirte und durchgehen ließ, blieb er ein revolutionärer Abenteurer, der bald vergessen wurde. Dies dankte er dem Geschehe, das ihm einen hohen Namen gegeben hatte. Wie Schönheit ein Empfehlungsbrief ist, den die Natur ihren Lieblingen schreibt, so verleiht ein hoher Name in dieser Welt ein Privilegium für mancherlei Sünden, insbesondere auch für

Sünden der politischen Art. Prinz Louis Napoleon attackirt den Papst und später den König von Frankreich; das einmal ließ man ihn durchschlüpfen, das anderemal auf Staatskosten eine Reise nach Amerika machen! Aus Italien kehrten Sohn und Mutter über England und Frankreich nach Arenaberg zurück. Sie sahen auf der Reise Paris wieder, aus welchem sie 1815 zum zweitenmal vor den fremden Truppen geflüchtet waren; Hortense verkehrte persönlich mit dem bürgerköniglichen Hause und besonders mit Louis Philipps kluger Schwager Adelheid, gegen welche Napoleon I. nach seiner Rückkehr aus Elba Großmuth bewiesen hatte, die ihm nicht nur allen Bourbonen, sondern überhaupt allen monarchischen Familien gegenüber fremd war, so lange er Kronen gab und nahm. Louis Philippe, seine Familie und sein Ministerium behandelte die ehemalige Königin, die Frankreichs Boden nicht betreten sollte, würdig, und während diese über die Verbannung der Napoleoniden zürnend klagte, berichtete der Polizeiminister, daß der Sohn mit den Häuptern der republikanischen Partei verkehre.

(Fortsetzung folgt.)

Geistliche Brosamen.

[Verblendete Mutterliebe.] Ein Student von der Universität Heidelberg reiste an einem schönen Sommertage gen Würzburg. Sein Weg führte ihn durch ein Dorf, das hart am Neckar liegt, und dessen Bewohner rücksichtlich der Hälse nicht stiefmütterlich bedacht sind. Weil es sehr heiß war, hatte der Student die Halsbinde abgenommen, den Hemdkragen geöffnet und schritt, entblößten Halses, wohlgemuth fürbaß. Da gerade die liebe Schuljugend auf der Straße spielte und den Studenten mit seinem schlanken, entblößten Halse sah, liefen ihm Alle mit ihren Kröpfen keuchend nach und schrieten: „Langhals! Langhals!“ Eine Mutter, deren Hals einer ausgewachsenen Kropfstrabe nicht unähnlich war, sah und hörte den Unfug, ward theils entrüstet über die übermüthige Jugend, theils von Mitleid gerührt über den schwanenhalsigen Studenten und rief ihre kröpfige Jugend herbei und machte ihr folgenden Vorhalt und Verweis: „Ihr Schlingel, ihr! Wie könnt ihr einen unglücklichen Menschen noch verspotten! Der junge Mensch ist unglücklich g'nug, daß er nicht alle Glieder hat. Danket ihr Gott darum, daß ihr alle Glieder habt!“ Ja, so blind macht die Affenliebe, daß man einen Kropf an seinem Kinde für dessen Schmutz und Zierde hält!

[Die erbetene Ruthe.] Eine adelige, reiche Dame, die auf's Allergewissenhafteste ihre Kinder erzog und strenge Zucht handhabte, wollte einst ihren Sohn, wie er es verdient, körperlich züchtigen. Der Sohn aber fürchtete sich sehr vor der Ruthe und beschwor daher seine Mutter, ihm die Strafe zu erlassen; er werde den begangenen Fehler sich gewiß nicht mehr zu Schulden kommen lassen. Da fährt die Mutter den Sohn vor ein Bild, das an der Wand hängt und das jüngste Gericht darstellt: „Sieh!“ sagt sie zu ihrem Sohne, „Gott wird einst vor seinem Gericht mich darüber zur Rechenschaft ziehen, ob ich dich christlich erzogen und für begangene Fehler gezüchtigt. Er wird dich einst

von mir fordern; und wenn ich dich nicht züchtige, wie du's verdient, so werde ich dafür einst von Gott gezüchtigt werden. Willst du, daß deine Mutter einst um deinetwillen verdammt werde?" „Nein, Mutter, nein," rief der Sohn, „du sollst nicht gezüchtigt werden! Gib mir die Ruthe, ich habe sie verdient, straf' mich recht hart, damit du nicht verdammt werdest!" Gewiß, ein schöner Zug eines Kindesherzens, und gewiß eine christliche Kinderzucht, die also im Namen Gottes züchtigt.

[Die Hautdressur.] Ein vornehmer Herr, es war überdies ein hochstehender Staatsbeamter, kam einst zu dem, in der Erziehungskunst berühmten, Pfarrer Klattich und übergab ihm seinen Sohn zum Unterricht und zur Erziehung. Er gestand unumwunden vor dem ehrwürdigen Pfarrer, daß er sich alle erdenkliche Mühe gegeben und alle möglichen Mittel angewendet habe, seinen Sohn zu erziehen, allein es sei ihm nicht gelungen; sein Sohn sei ein ausgelassener Vogel und unbändiger Wildfang. Da fragte der ehrwürdige Pfarrer: „Haben Sie denn auch fleißig für Ihren Sohn und mit Ihrem Sohn' gebetet?" „Das wohl nicht," antwortete der Vater. „Dann wunder't sich auch gar nicht," versetzte der weise Mann, „daß alle Mühe, die Sie auf die Haut Ihres Sohnes verwendet haben, vergeblich war." Der Vater hatte nämlich seinen Sohn zur Strafe für seine Bosheiten vorzüglich hungern, frieren und einsperren lassen und ihn hart geschlagen, weswegen der weise Pfarrer dem Vater entgegnete, er habe seine Mühe bloß auf die Haut seines Sohnes verwendet und nicht durch Gebet auf die Seele desselben einzuwirken gesucht. Klattich übernahm nun den Knaben zur Erziehung, und in kurzer Zeit wurde aus demselben ein trefflicher Jüngling und charakterfester Mann. Und dieses Mittel, das Klattich besonders bei der Erziehung angewendet, hat seine Kraft noch nicht verloren. Betet darum für eure Kinder und mit euren Kindern; denn „der Segen kommt von oben."

[Von den alten und jungen Vögeln.] Ein alter, kluger Mann, den seine Kinder unaussprechlich quälten, ihnen all' sein Vermögen zu übergeben und sich mit dem „Reisbuding" zu begnügen, und der einem Leben seiner Kinder schon hinlänglich Vermögen übergeben hatte, entgegnete diesen seinen habgierigen Kindern folgendermaßen: „Als ich sah, daß die alten Vögel ihren Zungen unermüdlich Nahrung zutragen, da nahm's mich Wunder, ob auch die Zungen ihren gefangenen Alten Nahrung zutragen würden oder ob sie dieselben verhungern ließen. Ich hing also die Alten, sperrte sie in einen Käfig und hing denselben an dem nämlichen Baume auf, auf welchem die Alten ihre Zungen geätzt hatten. Die Zungen waren schon einige Zeit ausgeflogen und konnten sich selbst ernähren. Ich setzte mich unter den Baum und beobachtete den ganzen Tag die Alten und die Zungen. Die Alten schrien nach Nahrung, die Zungen flogen an den Käfig, saßen neugierig hinein, aber — äzten ihre Eltern nicht. Daraus zog ich die Lehre, daß es auch mir so gehen könnte, wenn ich den Rest meines Vermögens aus den Händen gäbe." War das nicht klug und weise gehandelt?

Der blinde Maler und seine Tochter.

(Ausz: Bild und Wort in Erzählungen von J. A. Stelzig.)

(Fortsetzung.)

Ungläubig und mit finsterner Miene hörte Deyster sein Lob aus des bekannten Kunstverständigen Munde; da ward der Bürgermeister begeistert und rief: „Deyster! ein schweres Unglück hat Euch getroffen, aber die Einsamkeit kann nur dazu dienen, die Erinnerung daran in Eurem Herzen aufzufrischen und die Wunden Eures Herzens neu aufzureißen. Ihr seid nicht für die Einsamkeit geboren; die große weite Welt steht Euch offen, Euch winken Reichthum und Ehre, und Ruhm im Angedenken der Menschen! — Ich sehe zwei Töchterchen hier; Deyster! es hängt von Euch ab, mit Eurem Pinsel ihnen eine fürstliche Mitgift zu geben. Ihr seid ein Meister ersten Ranges, das kleine Bildchen hat Euch als solchen verrathen. Mein höchstes Verlangen ist, diese kleine Skizze im großen Maßstab ausgeführt zu sehen. Zehntausend Gulden sollen mir kein zu hoher Preis dafür sein, und mein Haus steht Euch offen, damit Ihr ohne alle Sorge an die Arbeit gehen möget. Folget mir, Deyster! ich führe Euch einem glücklichen Loos entgegen und Eure Mitbürger werden jubeln, einen so großen Mann wieder in ihrer Mitte zu sehen." —

Deyster glaubte zu träumen, aber sein Triumph, den er in Brügge feierte, überzeugte ihn von der Wirklichkeit seines Glückes. Wie stolz schlug sein Herz, als ihm der Bürgermeister zu seinem Atelier jenen berühmten Pavillon im Parke anwies, welchen Rubens hatte bauen lassen, als er für dieselbe Stadt Brügge das Bild malte, welches den blutigen Martyrthod des heiligen Symphorianus vorstellte. — Ein ganzes Jahr malte Deyster an seinem berühmten Crucifixbilde und den drei Marien; Niemand sah es, als der Bürgermeister allein, welcher den Tag nicht erwarten konnte, an welchem er das Bild und den Meister allen Kunst Kennern in Brügge vorstellen sollte.

Der ersehnte Tag brach endlich an; der wackere Bürgermeister hatte die vornehmsten Einwohner Brügge's zu einem Feste zu sich geladen. Unbeschreiblich war das Staunen Aller über das Bild und den Meister; ganz Brügge war stolz darauf, Beide in seinen Mauern zu wissen und Beide Brügge's Eigenthum nennen zu können; — das war Deyster's schönster Tag im Leben! —

2. Fünfzehn Jahre waren verflossen, wie hatte sich da Alles geändert — Ludwig Deyster war ein ganz anderer geworden; das Glück hatte ihn verblendet, er war eitel, prunkthätig, verschwenderisch; der Weisbrauch, den man ihm überall streute, hatte ihn betäubt; täglich sprengte er auf stolzem Rosse, mit verschwenderischer Pracht gekleidet, und von einigen eiteln, gepuzten Jünglingen umgeben, die, weil er sie frei hielt, stets sein Gefolg bildeten.

In einem solchen Aufzug begegnete ihm einst der hochsinnige Bürgermeister. Der Reiter sah wohl ein, daß er diesem Manne sehr viel verdanke, darum stieg er vom Pferde und drückte ihm die Hand.

Nonhoff betrachtete mit Behmuth den Reiter, der so viel zu leisten im Stande war, den aber die Eitelkeit und der Leichtsinn

so sehr bestrickte, daß er die Kunst fast gar nicht mehr übte, sondern das Erworbene verpraßte, ohne an einen neuen Erwerb zu denken.

„Machet so kein böses Gesicht, ehrenhafter Herr Bürgermeister! und zürnet mir nicht ob meines prunkenden Aufzugs. Ihr habt mir den Stein der Weisen in die Hand gegeben, die Wünschefrucht, mit der man Gold findet. Das ist mein Pinsel, Ronloff, der macht mich zum wahren Mann!“

„Wollte Gott! Ihr sprächet die Wahrheit; aber dem ist nicht so, wie Ihr sagt, Deyster! Ihr habt das Erbgut Eurer Töchter durch unsinnige Prachtliebe verschwendet, und Ihr arbeitet so wenig und so flüchtig, daß der Ertrag Eurer Arbeiten zu Euren Ausgaben nicht genügt!“

„Nun, von Euch muß ich schon willig verdiente Vorwürfe anhören, denn Ihr habt es stets gut mit mir gemeint, und in mir das Bewußtsein des Mannes geweckt; so will ich denn auch Euch meinen Lebensplan mittheilen. Noch fühle ich die volle Manneskraft in mir, und darum will ich noch zwei oder drei Jahre zubringen im lustigen Leben, dann will ich an mein Alter und an die Zukunft meiner Töchter denken.“

Jede meiner Töchter bekommt eine Mitgift von mindestens 100,000 Gulden. — Wenn ich etwa acht Bilder fleißig male, habe ich in zwei Jahren das ganze Geld beisammen. Meine Anna ist erst siebenzehn, ihre Schwester ist erst fünfzehn Jahre alt; bis zu ihrer Verheirathung haben beide Geld genug!“

„Freund! Ihr redet von der Zukunft, als hättet Ihr sie ganz gewiß in Euren Händen; Gott allein gehört die Zukunft; möge Gott es verhüten, daß Ihr nicht vermessenlich auf Euer Alter rechnet! Viele haben es so gethan wie Ihr und haben in bitterer Armuth des Alters den Leichtsinns ihrer Jugend beweint, in der sie unbesorgt um die Zukunft ihr Vermögen verschwendet!“

„Guter Herr! Ihr gefällt Euch heute einmal in Raben-Prophezeiungen! Ihr war't es ja selbst, der mir die Pforten des Ruhms geöffnet hat, Ihr habt mich zum Maler gestempelt; so machet es mir jetzt nicht zum Vorwurfe, daß ich ein ganzer Maler bin. Genie's haben gewöhnlich eine etwas stürmische Vergangenheit. Ihr wisset wohl, was die Alten gesungen: Dichtern und Malern ist Manches erlaubt, und ein flottes Leben allein sagt dem Künstler zu.“ —

Der Maler drückte dem ehrlichen Greise die Hand, nahm Abschied von ihm und schwang sich auf sein Roß; aber — in demselben Augenblicke fuhr rassend ein Wagen daher, das Roß ward scheu, bäumte sich wild und wilder, und warf den Reiter, der noch nicht fest im Sattel und Bügel saß, kopfüber auf das Steinpflaster, so daß er eine schwere, weißlassende Kopfwunde erhielt, und sein Haupt im Blute gebadet war.

Alles eilte helfend herbei; der Bürgermeister ließ den schwer Verwundeten sanft in seine eigene Wohnung tragen und sogleich die geschicktesten Ärzte holen. Deyster war besinnungslos, der entsetzliche Schmerz hatte seinen Verstand verwirrt, er kannte Niemanden. Seine Töchter, welche der Bürgermeister mit zarter Schonung auf den schweren Unglücksfall vorbereitet, knieten betend und händelnd bei seinem Bette. — Der Maler phantastirte fort; die Zeit der Buße hatte begonnen, als Gottes strafende Hand ihn so schwer getroffen; er versuchte seinen Leichtsinns, er bat demüthiglich Gott um Verzeihung für die vielen

schweren Sünden, die er frevelnd begangen. — Ach! es ist ein qualvoll drückendes Bewußtsein, ein Talent von Gott empfangen zu haben, durch dessen Benützung man so Vieles zur Ehre des Herrn und zur Verherrlichung seiner Kirche und zur Erbauung der Gläubigen hätte beitragen können, und das man im Leichtsinns entweder nicht gehörig benützt oder gar mißbraucht hat zur Verleibigung des Allerhöchsten und zum Aergernisse seiner Mitmenschen! —

Deyster schwebte vier Wochen lang zwischen Leben und Tod endlich aber, unter der frommen und sorgsamsten Pflege der Töchter und der Wirksamkeit der Aerzte trat die Genesung nach und nach ein und des Malers Leben war gerettet. Fast würde man versucht sein, zu sagen: es wäre besser gewesen, wenn er gestorben wäre, wenn man nicht befürchten mußte, daß man mit solch einem vermessenen Wort die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes mißdeuten und seine Weisheit verkennen würde. Schrecklich lautete ja der Urtheilspruch der Aerzte! Deyster's Leben war wohl gerettet, aber für immer war das Licht seiner Augen erloschen, Ludwig war blind, und seine Blindheit konnte niemals mehr geheilt werden! — Das Unglück ließ sich durch alle Vorsicht nicht verheimlichen; die Augenbinde, die ihm Anna niemals abgenommen, um ihn in der Täuschung wenigstens noch für einige Zeit zu erhalten, riß er einst selbst herab, und nun war für ihn kein Zweifel mehr an seinem furchtbarem Loos. Ach, die Blindheit ist ein schauriges Uebel! Jammer und immer nur von Nacht umgeben sein — das ist kein halbes Leben, das ist ein langsamer Tod selbst für den Reichen! Wie denn erst für den blinden Deyster, den Maler!

In dem Augenblicke, als er die schreckliche Gewißheit erhielt, daß er blind, unrettbar blind sei, in diesem Augenblicke erkannte er seine schreckliche Lage auch in jeder andern Beziehung. Er war ein Bettler, er, der an ein überaus üppiges Leben gewohnt war! Er, der viele tausende von Gulden leichtsinnig vergeudet, war jetzt an die Barmherzigkeit seiner Mitbürger angewiesen. Auch sein fernerer Ruhm war mit seinem Auge erloschen und gestorben; was Alles hätte Deyster noch zu leisten vermocht, wenn er ein gottbegeisterter und bescheidener Maler geblieben wäre! Im ersten Augenblicke war das Mitleid allgemein; aber Alles nützt sich ab in der Welt, auch das Mitleid. — Deyster bewohnte ein kleines Häuschen und schickte sich an, sein kostbares Hausgeräthe und seine Studien wieder zu verkaufen und Brügge wieder zu verlassen.

Der wackere Bürgermeister trat aber wieder als rettender Engel in demselben Augenblicke herein und rief: „Mein lieber armer Deyster, glaubt Ihr denn, daß der Bürgermeister gestorben sei, oder Euer vergessen habe? Warum wollt Ihr die gute Stadt Brügge verlassen? Warum sucht Ihr nicht beim alten Ronloff Eure Zuflucht? Gott hat Euch heimgesucht und darum habt Ihr ein doppeltes Unrecht auf das Mitleid der Menschen. Der Pavillon des Meister Rubens steht Euch heute noch offen; und hätte ich selbst nicht so viele Kinder, gerne würde ich mehr für Euch thun, aber die Zeiten und Verhältnisse sind nicht mehr wie vor fünfzehn Jahren!“ —

Deyster bezog den Pavillon — freilich in einer andern Stimmung als das erste Mal.

Das Künstlerleben und das Künstlerloos sind zwei ganz verschiedene Seiten: — Vorberzweig und Bettelstab, das haben die meisten großen Künstler und Geister erfahren; im Augenblicke des Triumphs wird der Künstler zu hoch erhoben, im Augenblicke der Schwäche oder Unvermögenheit zu tief gestürzt, er wird vergessen! — Ludwig Deyster, dessen Crucifix und drei Marien ihn zum Helden des Tages, zum Stolz der Stadt Brügge gemacht, war jetzt in den Augen seiner Mitbürger nur der blinde arme Mann, der zärtliche Töchter hatte und von der Wohlthätigkeit Konsoff's lebte, dem man seine gütige Milde fast noch zum Vorwurf erhob. „Der Bürgermeister,“ sagten die Leute, „sollte nicht vergessen, daß er selbst sehr viele Kinder hat; Deyster könnte reicher sein, als er, wenn er kein Verschwenker gewesen wäre, und fleißig gemalt hätte; wozu brauchte er als Maler wie ein Graf aus den schönsten Kassen einberzuholieren? Sein Unglück hat er selbst verschuldet!“ —

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Breslau. Wie die Kreuzzeitung meldet, sind die in Preussisch-Schlesien liegenden Besitzungen des „deutschen Ordens“ in Staatsgüter umgewandelt worden.

Es läßt dieser Entschluß große Finanznoth voraussetzen, denn die Absicht, die katholische Kirche durch Eingiehung ihrer Güter zu schädigen, und die schlesischen Katholiken zu beunruhigen, darf man doch sicher nicht voraussetzen.

Jedenfalls aber ist die Säkularisation von Kirchengütern im Jahre 1863 ein bemerkenswerthes Ereigniß.

Schlesien. (Vincentius-Verein.) Der „Monde“ eine französische Zeitung) schreibt: Der Verein zum heil. Vincentius von Paul steht in Schlesien in der schönsten Blüthe. Er zählt zahlreiche Conferenzen und zahllos sind die Werke der Wohlthätigkeit, die er übt. Derselbe sorgt für die Waisenkinder, den Jugendunterricht, die Krankenpflege, die Unterstützung der Armen, die Verbreitung guter Bücher und Zeitschriften. — (Gewiß ein rühmliches Zeugniß für unseren Vincentius-Verein.)

Deutschland. (Ein Wort über Volksfeste.) Niemand wird die Bedeutung der Feste für das Volksleben verkennen; aber jegliches Ding hat sein Maß und Ziel. Das scheinen die Deutschen dormalen ganz und gar zu vergessen. Inmitten einer höchst gefährdenden und sehr ernsten Zeit raucht es fort und fort in ununterbrochenen Reihen von Feiern und Festen. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Sonst hat der Beralismus über die vielen kirchlichen Feiertage gesammelt und geklärt und nun giebt es profane Festtage ohne Zahl und Ende, wobei zwar nicht gebetet, aber gründlich gekneipt und Geld verwirthelet wird. Man muß befürchten, daß die Nation vor lauter Festwusel noch die Gehirnkrantheit bekomme; die „Drehkrankheit“ haben Manche schon von der Kneiperei gekriegt. Nehmen wir dazu die vielen Toaste und Reden, all das Schweinswein, die Erfrischung und die Deutschhämerei, die sich breit machen, so ist, abgesehen von Rakenjammer und Geldbeuteltheere die stitliche Gefahr groß. Der Deutsche verliert sich selbst, macht sich unaussprechlich lächerlich, und mancher brave Mann wird ein Lüderlich.

Leipzig. (Die Turnfeste.) Ueber das deutsche Turnfest in Leipzig berichtet ein Augenzeuge: Die Turner hatten die Herzen Aller, besonders der Frauen und Jungfrauen im Sturm erobert (hat bei manchen Weibseuten nicht viel zu bedeuten, die eben keine starken Festungen sind!); hatte doch selbst eine Anzahl Lehrer sich beist, Turngäste aufzunehmen. Das Wogen der Menschenmassen, die Hitze und der Staub waren unbeschreiblich; über-

haupt wurden die Zustände durch die Anwesenheit Tausender von „schlechten Frauenzimmern“ gekennzeichnet. (Schöne Race!) Die Restaurationen, Keller, Kneipen waren während der Festtage fast permanent geöffnet; es war ein unbeschreibliches Leben und Treiben in diesen Räumen und wurde im Essen, namentlich aber im Trinken Außerordentliches geleistet, was besonders durch die vielen Taumelnden an den Tag gelegt wurde. Da die Sinnenlust mit der Sündenlust sehr nahe verwandt ist, so darf ohne Uebertreibung behauptet werden, daß auch in letzterer Beziehung bei dieser Gelegenheit wohl die Lumperei Fortschritte gemacht habe. Wenigstens wäre es ein Wunder, wenn es nach dem bekannten Turner-Wahlspruch: „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ allerwegs gegangen wäre.

Heidelberg. (Schandpfahl.) Aus Heidelberg ward unlängst erwähnt, daß in dieser aufgeklärten Residenzstadt das Bild des heil. Johannes von Nepomuk beschädigt wurde. Das genannte Bild stand seit unvorordenlichen Zeiten auf der hölzernen Neckarbrücke bis zum Jahre 1784, wo bei der damaligen großen Ueberschwemmung des Neckars die hölzerne Brücke mit fortgerissen wurde, während das Bild des heil. Johannes von Nepomuk auf seinem feineren Postamente den wilden Wogen des Flusses trotzte. Beim Bau der jetzigen steinernen Brücke wurde dieses Bild nahe bei der Brücke an der Straße aufgestellt, wo es von 1784 bis zur Nacht vom 20. auf den 21. Oct. 1863 unbeschädigt stand. In genannter Nacht haben drei hiesige Universitäts-Studenten diesem Bilde den rechten Arm abgeschlagen, die Ellie heruntergerissen und den Heiligenschein verdorben. Die Namen dieser drei sind: Studiosus Blesinger, Studiosus Schück und Studiosus Friedrich Weber aus Heidelberg. Letzterer ist an der Ausübung dieses Bubenstücks am meisten theilhaftig. Er wurde zu zwölf Tagen Untergängniß, zur Wiederherstellung des Bildes und zur Tragung von $\frac{1}{2}$ der Untersuchungskosten verurtheilt.

Wien. (Judenverehrung.) Ein eklatantes Beispiel von devoter Judenverehrung gab am 21. Sept. in der Abgeordneten-Verammlung zu Wien der Präsident von Hasner. Er erklärte nämlich, daß Mittwoch am 23. Sept. keine Sitzung sein könne, weil der „lange Tag“ der Juden sei. — Nun befinden sich im ganzen Unterhaus nur 2 Juden; um dieser 2 Juden willen also dürfte keine Sitzung sein. Im vorigen Jahre waren am 26., 27., 28. Mai die Wittprocessionen vor dem Feste Christi Himmelfahrt. — Es fiel keinem einzigen kathol. Abgeordneten ein, darauf anzutragen, daß an diesen Tagen keine Sitzung des Abgeordnetenhauses gehalten werden solle; es fanden am 26. und 28. Mai Sitzungen statt. — Wir sind überzeugt, daß ein Antrag dieser Art, obwohl das Unterhaus größtentheils aus Katholiken besteht, vielleicht sogar nicht ohne dumme Witze wäre zurückgewiesen worden. So wird der Judenthum hier zärtlicher als das Christenthum behandelt und der abgedroschene aber selten befolgte Satz: „Gleiches Recht für Alle“ erpirt.

Wien. Immer heiter und lustig, scheinen die Wiener im Essen und Trinken vor den Bewohnern anderer Hauptstädte dem höchsten Fortschritt zu huldigen. Nach einer kürzlich gemachten statistischen Berechnung verzehren dieselben jährlich im Durchschnitt 350,000 Eimer Wein, 1 Mill. Eimer Bier, 98,900 Stück Rindvieh, 140,000 Kühe, 100,000 Schafe, Hammel, Ziegen, Lämmer, Spanferkel und Frischlinge, 100,000 Schweine, 330,000 Gänse, Kapauern, Enten, Truthühner, 1,300,000 Paar Hühner und Tauben, 6000 Hirsche, Wildschweine, Rehe und Gamsen, 180,000 Hasen, 50,000 Fasanen, Schnepfen und Birdbühner, 70,000 Rebhühner und Wildtauben, 20,000 Centner Fische aller Art, 16,000 Centner Reis, 1,200,000 Centner Mehl, 280,090 Centner Brod, 300,000 Centner Obst, 55,000 Centner Fett und 60 Millionen Stück Eier. Guten Appetit!

Paris. (Eine Repetirubr.) Der Priester Mer-millod predigte neulich zum Besten der armen Irkänder. Seine geistreiche Worte rührten die Herzen der Zuhörer, so daß

reichliches Almosen gesendet wurde. Einer von den Damen, die sich der Einsammlung unterzogen, legte ein Mann eine goldene Repetiruhr auf den Teller und verschwand unter der Menge. Diese edle That wurde bald allgemein bekannt. Am folgenden Tage kam zu Mer millo ein junger Belair, gab ihm 300 Franken und sprach den Wunsch aus, es möchte dem großmüthigen Wohlthäter, der seine Uhr geopfert hat, eine neue Repetiruhr gekauft werden. Da man aber diesen Wohlthäter nicht auffinden konnte und er selbst sich nicht meldete, so ist Uhr und Geld nach Irland geschickt worden.

Rom. (Wer Andern eine Grube gräbt, fällt sich hinein.) Der zu früh vollendete Rector eines deutschen Collegiums in Rom, P. Aloys Klir, erzählt in einem Briefe an einen Freund in Tirol folgende Begebenheit.

Laß Dir nun einen tragischen Vorfall erzählen, der sich neulich in Trastevere ereignete. Ein Handwerksmann war in einem unmüthigen Verhältnisse mit einer Weibsperson und versprach ihr, sie zu heirathen, sobald sein Weib todt sei, was gewiß bald geschehen werde. Wochenlang trug er Arsenik bei sich und lauerte nach einer günstigen Gelegenheit. Mann und Weib setzten sich zum Abendessen und die Suppe war eben auf die Teller herausgeschöpft, als die Frau aus dem Zimmer abgerufen wurde. Hurtig streut nun der Bösewicht den Arsenik auf ihre Suppe. Er wird aber ebenfalls gerufen. Das Weib kehrt vor ihm zum Essen zurück und sieht zwei todt liegende Fliegen in ihrer Suppe. Sie beseitigt die Fliegen; es eßelt sie aber diese Suppe zu essen und denkt sich: der Mann weiß nichts davon, daß Fliegen darin lagen. Und so tauscht sie die Suppenteller. Sie ist die Suppe ihres Mannes; er kommt und isst — die Suppe seines Weibes. Sehr bald zeigt sich die Wirkung des Giftes und mit Entsetzen hört er die Umtauschung der Teller: er bekennt sein Verbrechen; die ärztliche Hilfe ist fruchtlos; er stirbt.

Turin. Daß Victor Emmanuel Herrn Renan den Mauritius- und Lazarus-Orden verliehen habe, wird jetzt widersprochen. Der Orden ist übrigens längst keine Auszeichnung mehr, seit er an so viele Spione, Denuncianten, suspendirte Priester und dergleichen Leute verliehen worden ist. Bei der Anwesenheit des Königs in Neapel haben ihn mehrere Offiziere der Nationalgarde zurückgewiesen. In der Garibaldianischen Travestie des Catechismus heißt es: „Du sollst nicht begehren den Mauritius- und Lazarus-Orden.“

Turin. Auf dem Mailändischen Plage spielte unlängst eine Truppe Seiltänzer. Unter diesen war ein Mädchen von 12 Jahren, das auch schöne Künste machte. Plötzlich eilte eine Frau auf das Mädchen zu und umarmte es unter Thränen. Sie hatte hier ihr Kind wiedergefunden, das ihr vor längerer Zeit geraubt worden war. Die Zuschauer waren gerührt bei diesem Auftritt und begleiteten unter Jubel die Mutter mit dem Kinde zu ihrer Wohnung.

(Der „Feierabend“ von Gellrich) erscheint in Landeshut seit 1853 als Unterhaltungsblatt für die kathol. Jugend zum Besten des Kindheit-Jesu-Vereins, jetzt von Rector Gellrich herausgegeben. Eine Durchsicht der beiden letzten Jahrgänge überzeugte uns, daß dieses Unternehmen eine weitergehende Be-

theiligung Seitens der kathol. Bevölkerung verbietet, indem der „Feierabend“ eine recht ansprechende und nützliche Lektüre für Jung und Alt bietet. Die Billigkeit des Preises (4 Bändchen jährlich, à Bdchn. bei Subscription 6, im Buchhandel 7½ Sgr.) und der zugleich beabsichtigte gute Zweck möchten besonders die Herren Geistlichen und Lehrer einladen, den „Feierabend“ zu halten und zu verbreiten.

Dr. J. Wid.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Amalie Andraea, Hr. Kammerger.-Assessor W. Barth, Neutien; Frä. Clara v. Tschape, Hr. Lieut. Adjutant v. Teichmann-Vogelschen, Broniewice.

Gestorben. Mühlenbes. L. Smolka, Gleiwitz; Supernumerar Md. Mehwald, Oppeln; Gutsbes. Fr. Otto, Ohlau; Kgl. Minna Wittig, Briesg; Hausbes. u. Schuhmachermstr. H. Teichmann, Breslau; Kfm. Müller, Praisnitz.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Breslau bei G. P. Aderholz) zu haben:

Andachtsbüchlein für katholische Jünglinge, insbesondere aus dem Handwerker- und Arbeiterstande, herausgegeben von **Benedikt Östner**, Präses des katholischen Gesellenvereins in Augsburg. Mit oberbischöflicher Approbation. Zweite vermehrte Auflage. Mit 1 Stahlstich. Taschenformat brosch. 6 Sgr., hübsch in Leinwand gebunden mit Futteral und Goldverzierung 10 Sgr.

Einfacher kerniger Inhalt, ein handliches Format und sehr mäßiger Preis haben das Gebetbüchlein des sel. Östner, der hier und auswärts bei gar Vielen in gutem Andenken steht, bald beliebt gemacht. — Ein Freund des Dahingegangenen hat für die nothwendig gewordene zweite Auflage einige Abänderungen und Zusätze besorgt, welche erwarten lassen, daß das Büchlein auch in seiner neuen Gestalt eine freundliche Aufnahme und besonders in allen kathol. Gesellenvereinen Eingang finden werde. Augsburg, im November 1863.

[3] **J. A. Schloffer's** Buch- und Kunsthandlung.

Zum hl. Dreikönigsfeste sind **Heiligenbildchen** im Bund zu 100 Stück zu 10, 15 bis 20, 25, 35 bis 50 Sgr. vorrätig bei

Giovanni B. Oliviero, Kunsthändler, Magdalenen-Platz.

Feinsten Jamaica-Num, feinsten Arac de Goa, feinste Punschessenzen, Italienischen Maraschino, sowie feinsten Pecco-Blüthen-Thee und Perl-Thee, eben so prima secunda und tertia Stearinkerzen und Wiener Apollo-Kerzen empfiehlt die Südschuchthandlung

P. Verberber, Ring Nr. 8, in den 7 Churfürsten.

Bei diesem Jahreswechsel wünsche ich allen meinen hochgeschätzten Gönnern, Freunden und Bekannten ein gesundes und segensreiches Neujahr.

[4] **J. Skladnikiewicz**, Schornsteingegermstr., Altbüßerstr. 23.

Breslauer Börse vom 4. Januar 1864.

Getreide-Preise vom 4. Jan.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schfl 54-63-68Sg.
convert.v. 50u.52 4	95½ B.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	99½ B.	G. Weizen . 52-59-61 .
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do.neue 4	94 B.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . 39-41-43 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	100½ B.	Schles. Pfandbr. 3½	93 B.	Schles. Rentenbr. 4	97 G.	Gerste . 31-34-37 .
Preuss. Anl. v. 59 5	101½ B.	do. Rustical 4	—	Posen. Rentenbr. 4	93½ B.	Hafer . 26-28-30 .
Präm.-Anl. 1855 3½	120½ B.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	66 B.	Erbsen . 40-45-50 .
Staats-Schuldsch. 3½	87½ B.	Schles.neueLit.A. 4	99½ B.	Oesterr. Banknoten	83½ B.	Kartoffeln . . Sack 26-36 .